

Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung

Band: - (1998-1999)

Heft: 1

Artikel: "An so Kleinigkeiten muss man sich halt gewöhnen!" : Kurzgeschichte

Autor: Werth, Susanne

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1053834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«An so Kleinigkeiten

muss man sich halt gewöhnen!»

Susanne Werth

Ein «Handy» ist, wie alle wissen, eine **handliche** Angelegenheit. Deshalb besitzen ihn ja auch so viele. Eine andere Bezeichnung ist «Natel», woraus wir ersehen sollen, dass es sich hier um ein **Telephon** handelt, das **nah** bei uns ist. Wir stecken ihn (den Handy) oder es (das Natel) in die Tasche in der Gewissheit, mit dem Nabel der Welt, über alle Grenzen hinweg, jederzeit verbunden zu sein. Was ja stimmt!

Ich sitze im Bus und lese in meinem «**Mann aus Shanghai**»: «*Er wartete vor einem öffentlichen Fernsprecher. Ungefähr fünf Minuten musste er warten...*». Da läutet ein Telephon. Ich schaue auf, sehe mir schräg gegenüber einen Geschäftsmann sein Natel aus dem Aktenkoffer holen und höre ihn antworten. Meine Augen heften sich fest an seinen Mund. «Sprich lauter», denke ich, «und sei nicht so verdammt geizig! Meine Story im Buch will ihre Fortsetzung, und wenn sie die in der Realität finden kann, warum nicht.» Doch der Herr merkt, dass ich ihn wie gebannt anstiere und versucht sich abzuwenden. Nur noch ein Flüstern ist zu hören. Ich denke: «Du Ekel!» und wende mich wieder meinem Roman zu.

Zu Hause angekommen, erwartet mich auf meinem Telephonbeantworter die fröhliche Stimme meiner Mama: *Sie befinde sich hoch oben auf einem Gipfel, sie könne es gar nicht glauben, aber «das Ding» (...?) funktioniere tatsächlich! Nun könne sie unbesorgt wohin auch immer spazieren gehen. Und wenn einmal etwas passiere (ein Raubüberfall oder ähnliches), könne sie sofort jemanden benachrichtigen.* So ihr hoffentlich der Dieb «das Ding» nicht auch mitklaut, denke ich und lösche.

Ich schaue zum Fenster hinaus und sehe: Ein Auto hält an, ein Mann springt heraus. Auf dem Weg zur Haustüre nimmt er sein Natel aus der Tasche, wählt, spricht, endet. Und ich weiss: Hier sind Lebenssekunden eingespart worden! «Mir sind meine Sekunden auch wichtig», denke ich, pflanze mich auf's Bett und tue eine Weile gar nichts. Dann beginnt meine Hand nach dem Telephon zu angeln. Wer könnte jetzt zu Hause sein? Freundin A ist fast immer über Natel zu erreichen. Ich stelle die Nummer ein – Pech! Ich versuche es mit Freundin B. – Die ist zur Abwechslung nicht zu Hause. Gut, bleibt noch Freundin C: Da sie Kinder hat, ist die Chance sie zu Hause anzutreffen, ziemlich gross. Und voilà: Wer sagt es denn! Am anderen Ende meldet sich höchstpersönlich – sie! Also, Zeit zum Quatschen denke ich hocheifrig. Aber so einfach ist man heutzutage nicht zu haben: Die Kinder seien aus, und so könne sie endlich in Ruhe den Haushalt machen. Dabei flitzt sie, wie mir scheint, mit ihrem Handy unterm Kinn von einer Landschaft zur anderen, besorgt hier eine Kleinigkeit, dort eine andere. Ich liege derweil auf meinem Bett, meine Leitung lässt mir kaum mehr Spielraum als von hier bis zum Bettende – und in dieser Spannbreite kann ich furchtbar wenig «erledigen». Also spiele ich missvergnügt an dieser viel zu kurzen Leitung herum, bringe Knoten hinein, wo keine hingehören, verwurschle Telephonleitung mit Telephonkabel mit Telephonband mit Telephonweiss-

derGeierwas... In dem Moment kommt mein Mann ins Zimmer, ob er nicht kurz telephonieren könne, es sei wichtig. «Sehr gern!» sage ich und verabschiede mich von meiner arbeitswütigen Freundin C. für heute.

Am nächsten Morgen im Café: Etwas früh für meinen Geschmack und doch gemütlich: der dampfende Kaffee, die Zeitung. Auf einmal schnarrt ein Telephon. Der Tessiner am Nebentisch ergreift sein Handy und plaudert munter drauf los (wie kann man früh morgens nur so furchtbar laut sein!). Mein alter Trick, den Telephonhelden mit meinem neugierigen Blick zu zermürben, taugt hier überhaupt nichts. Er redet bereits so laut, dass es im Zweifelsfalle auch die Leute auf der gegenüberliegenden Strassenseite hören könnten. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als offenen Mundes zu staunen: über so viel Penetranz, so viel Unsensibilität, so viel Öffentlichkeit in Angelegenheiten höchst persönlicher Natur (mein Ärger ist um so grösser als ich kein Wort verstehe)... Bei der Gelegenheit beliebt es der Zeitung, leicht nach unten abzurutschen. Ein Teil Blattspitzen besammelt sich in meinem Kaffee, saugt sich voll mit dem duftenden Gesöff und hätte sich wohl noch intensiver mit dieser ihm völlig unvertrauten Materie befasst, hätte mir mein anderer Nachbar rechts nicht einen warnenden Blick zugeworfen. Voll Entsetzen reisse ich das Blattgemüse aus der Suppe. Dies jedoch um eine Idee zu hastig, so dass die Tasse schwankend, schwappend ihr Gleichgewicht verliert und den heissen Inhalt grossräumig über Tisch, Kleidung, Stuhl und Fussboden ausbreitet. Voll Entsetzen springe ich auf: Eilig flattern mir Tempotaschentücher entgegen, das Fräulein bemüht sich, und und und... Nur der Tessiner, der sitzt da und telephoniert. Und wenn ich seine Gestik und Mimik richtig kapiere, dann erzählt er seinem Kollegen am anderen Ende gerade, was da für eine Sauerei auf dem Nachbartisch passiert sei.

Am Abend besuchen mein Mann und ich das Theater. Auf dem Programm steht: «Romeo und Julia» von Shakespeare. Wer kennt sie nicht, die alte Story: Sie liebt ihn, er liebt sie – und trotzdem gibt's nur Leichen zum Applaus. Momentan sitzt sie, Julia, Haare verlottert, auf ihrem Bettchen und zaudert mit dem Schicksal: «*Doch wie? wenn dieser Trank nun gar nichts wirkte ...*», da bimmelt das Telephon. Verdutzt schaut sie auf. «Nanu –», scheint ihr Blick zu sagen, «gäbe es da noch eine ganz andere Lösung, vielleicht ist Tante Olga dran, sollte man sie doch besser erst mal fragen ...» Doch dann: «*Wird man dem Grafen mit Gewalt mich geben?*» Und wieder das Telephon schrill dazwischen. Nun sitzt Julia grade wie ein Stock, sie scheint verärgert. Ja, aber was irritiert sie denn, die Kleine? Das war doch nur ein Handy, auch Natel oder Mobiltelefon genannt, den/das sein(e) BesitzerIn unvorsichtigerweise vergessen hat abzustellen. Nun reg Dich deswegen aber doch nicht auf! Komm, mach weiter da oben: nimm Deinen Schläfrunk (auch ohne Tante Olga oder Amme). – An so Kleinigkeiten muss man sich halt gewöhnen!